Mutter Maria.

Roman von E. von Anderten.

(2. Fortsetzung.)

Sie hatten das buschige Viereck mitten im Felde erreicht, einen jener baumumsäumten Würfel Erde, auf dem die Litauer ihre Toten bestatten. Es waren viel verfallene Grabstellen, verwitterte Kreuze, eingesunkene Steine, an denen sie vorübergingen. Gras und Unkraut überzog das Ganze, auch den schmalen Weg, der die Stätte in der Mitte teilte. Man sah kaum Spuren einer pflegenden Hand. Rechts oben war die Begräbnisstelle der Bergens. Auch hier waren die Hügel fast völlig der Erde gleich, nur der Arweds lag neu und gepflegt da. Daneben das Grab der Mutter war vom Efeu völlig überzogen. Auf diesen Hügel setzten sie sich, nachdem der Kleine seine Blumen dem Vater auf die Steine gelegt hatte.

Ueber ihnen blaute der Frühlingshimmel, an dem leichte Wolken zogen. Die Sonne schien schräg durch das Geäst der Hainbuchen, bemalte die alten, knorrigen Stämme und warf ihren Schein über die Gräber. Eine Lerche sang über den jungen Saaten, und leise zirpten die Grillen. Sanft schwankten Flieder und Goldregen, die Gräser neigten und hoben sich, als strichen unsichtbare Finger über sie hin. In der Sonnenrichtung tanzte ein Mückenschwarm. Das Geläut in Karlswalde hatte aufgehört.

Und so saßen sie eine Weile und sprachen nicht, bis die Alte dann begann, von alter Zeit zu reden: von Marias Mutter, der Frühverstorbenen, von Arwed, von ihrer jungen Herrin selber. „Als du auf dem Hofe umher liefest," sagte sie und bediente sich des vertraulichen Du, als ob die Erinnerung an die Vergangenheit ihr das Recht dazu gäbe, „und zu den Pferden in die Ställe ranntest und auf den Roßgarten, was hat man sich da manchesmal gebangt, wo die Mariell wohl stecke! Und wenn der Junge in den Ferien zu Haus war und immer so ein bißchen zimperlich tat, dann sagte dein Mütterchen: „Ein Jammer, Hanne, daß er nicht das Mädel und sie nicht der Junge geworden ist." Sieh' nur zu, daß du deiner Mutter immer mehr gleich wirst. Aber das hab' ich immer gedacht, und du mußt mir's nicht verübeln, daß ich's sage: Deinen Vater, den hätte sie nicht nehmen müssen! Er ist ja ein ganz guter Herr — aber die hätte einen haben müssen wie einen Eichbaum. Ihre Eltern wollten es nicht. Ich weiß wohl, was es für Kämpfe gesetzt hat, sie, die Erbtochter, er der arme Studierende, der, so hat man sich immer erzählt, mit den Examens nicht recht fertig werden konnte. Aber sie setzte ihren Willen durch. Das tat sie immer. Vielleicht ist sie zu ihrem Glück so früh gestorben, bald hinter ihrem dritten Kinde her, das zu zeitig zur Welt kam. Von da ab fing der Herr an zu kränkeln. Na, Gott ist barmherzig, für ihn ist es wohl gut so."

Kunz, dem die Zeit zu lang geworden war, hatte sich leise davongemacht und spielte umher. Er hatte ein Kreuz umklammert, der Anstieg war ihm ohne Hilfe wohl zu steil gewesen. Da schüttelte Hanne den Kopf, rief ihn heran und meinte: Was er mit dem Kreuz wolle — davor schütze ihn Gott — das drücke ihn noch früh genug. Der Knabe aber kümmerte sich nicht um den Zuruf und krabbelte weiter.

Maria schob die wildernden Ranken zurecht.

„Hanne, Hanne, mußt du schon wieder Gespenster sehen. Wenn sich's hier schickte, ich lachte dich aus."

„Grünschnabel du, daß Gott dich nicht des Wortes strafe. Wirst auch die Last noch fühlen. Außerdem mein' ich, du trügest schon genug auf den Schultern."

„Kann noch mehr darauf, Hanne." Maria sprang auf und streckte die schlanken, starken Glieder.

Nach einer Weile, als sie den Fahrweg wieder betraten, kam ein Wagen daher. Es war das Godschillener Break, das wollte rasch an ihnen vorüber. Sein Insasse, ein Herr im Reiseanzug, grüßte, das Gefährt bog um die Parkecke, eine Staubwolke flog hinterdrein.

Maria hatte genügend gesehen, um zu wissen, daß der junge Herr von Kalhain an ihr vorbeigefahren war.

„Mit dem alten Baron soll es zu Ende gehen, so sprechen die Leute," sagte die Brandskaten.

* * *

Die Ernte war eingebracht, sie war nicht schlecht gewesen, hatte aber die Erwartungen doch nicht erfüllt, die in sie gesetzt waren. Daran waren vor allem die Regenwochen schuld, die gerade in die Weizenmahd fielen. Sie hatten den Kornertrag erheblich entwertet.

Eine der letzten Haferfuhren bog in den Hof ein.

Maria saß in ihres Vaters Stube. Da es ein Eckzimmer war und nach beiden Seiten Fenster hatte, konnte sie zugleich Hof und Garten und die Koppel bis zum Wald hin übersehen. Hefte aus einer Journalmappe lagen auf dem Tisch vor ihr. Sie blätterte darin, und ihre Augen überflogen eilig die Zeilen. Es waren gute Sachen darunter, die allwöchentlich aus der Stadt auf das Gut hinauskamen, aber so manchesmal hatte sie nicht einmal Zeit gehabt, auch nur einen Blick hineinzutun. Heute war sie an das Haus gefesselt, denn nebenan in ihrem Schlafzimmer, das er mit ihr teilte, lag der kleine Kunz an einer Halsentzündung im Bett. Lise, sein Mädchen, hatte sich an ihm eine Unvorsichtigkeit zuschulden kommen lassen, die dem armen Wicht nun Fieber und Schmerzen eintrug. Der Hausarzt, Dr. Hundertmark aus Karlswalde, der hergerufen war, hatte Maria Weisungen erteilt, und jetzt schlief Kunz im nassen Wickel so ruhig, wie es nur zu wünschen war. Maria hatte sich in ihrem Zimmer hinter der angelehnten Tür mit Flickwäsche zu tun gemacht. Da war ihr Blick denn auf die Journalmappe gefallen, die morgen gewechselt werden sollte, zu der sie wieder mal keine Stunde Zeit gefunden hatte. Sie glitten ihr alle durch die Finger: Westermanns Monatshefte, Deutsche Rundschau, Jahrbücher u. a. m. Was konnte man aus diesen Heften nicht alles schöpfen! Was mochte es wohl überhaupt alles da draußen in der großen Welt geben! Sie hatte ja kaum eine Ahnung davon, kaum eine Schätzung ihrer eigenen Unwissenheit. Was wußte sie denn überhaupt noch von dem Wenigen, das sie mal gelernt hatte? Sie sah täglich dasselbe Bild: die Enge von Haus und Hof, sie sah immer denselben Rahmen, denselben Wald und Himmel und dieselben Felder. An etwas anderes dachte sie auch kaum, hatte fast vergessen, daß sie das alles vor gar nicht langer Zeit mal hatte hinter sich lassen wollen. Sie blätterte in Westermanns Monatsheften. Da fand sie Reproduktionen von Gemälden und Skulpturen. Sie hatte in Wirklichkeit niemals etwas Aehnliches gesehen. Wie herrlich das sein mußte. Und das schaffte Menschenhand und Menschengeist. Aber sie würde wohl nie etwas anderes kennen lernen als Arbeit, die Schweiß kostete, nur immer denken: Was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden. —

Da klopfte es. Der alte Brandskat trat ein, grauhaarig und krumm, gleichsam wieder zur Erde hinabwachsend, mit unruhigen, alles übersehen wollenden Augen und hagerem Gesicht. Er verlangte nach dem Kornbodenschlüssel. Es war ein Matter da, der den Weizen zu besichtigen wünschte. Maria nahm den Schlüssel aus der Lade und fragte nach dem Preis, den der Mann zu zahlen gewillt sei. „Acht Mark will er für den Zentner geben," sagte Brandskat, schüttelte aber den Kopf dazu.

Maria hielt sich Kunzes wegen jetzt nicht für abkömmlich. Sie hieß Brandskat allein mit dem Fremden zu verhandeln, sie wußte ja doch, daß er noch nicht zum Verkauf zu bewegen sein würde. Er besaß gute Eigenschaften genug, auch landwirtschaftliche Kenntnisse, aber zu handeln verstand er nicht. Er verpaßte stets die guten Gelegenheiten, immer noch auf bessere wartend.

„Sehr zu ungunsten der Verlaukener Wirtschaft," hatte Stange einmal gesagt.

Stange, ... einen Augenblick machten Marias Gedanken bei ihm halt. Der hatte den alten Brandskat meist noch eines Besseren zu belehren gewußt, dessen größerem Wissen pflegte sein Hartkopf zu weichen. Seit jenem Abend hatte er sich nicht mehr blicken lassen. Es ging auch ohne ihn — wenn nur ...

Maria saß wieder an ihrem Platz. Draußen hantierte ihr Vater mit der Heckenschere. Seit des Bruders Tode war er sichtlich gealtert, wenn er auch nie von dem Verstorbenen sprach. Sein Gedächtnis war noch schwächer geworden, und seine Heftigkeit nahm zu. Doch wie Maria ihn so — von der goldenen Herbstsonne umgeben — dastehen sah, fühlte sie nur Mitleid und Liebe zu ihm. Der Gedanke, daß sie wenig oder gar nichts an ihm habe, lag ihr ferner denn je.

Sie stützte den Kopf in die Rechte und begann in den Journalen zu lesen. Sie las von dem Verhältnis Goethes zu Bettina Brentano. Sie verschlang die Zeilen. Sie las von der treuen Bettina, die auf der Treppe, die zu Goethes Gartenhaus im Weimarer Park führte, sitzend auf sein Kommen wartete, um einen Blick aus seinen Augen zu bekommen. Sie hatte sich in eine Art von Ekstase hineingelesen, die ihr selber an ihr fremd erschien.

Da pochte es schon wieder. Die kleine Lise, ein wenig Scham und Reue im Ausdruck, steckte den Kopf in die Tür. Die Kuntzig, die kranke Wöchnerin aus dem Insthause, verlange nach dem Fräulein. Sie lasse auch bitten, daß die Medizin besorgt würde, die der Herr Doktor an diesem Nachmittag verschrieben habe. Die Scharwerkerin, die sie pflege, habe gesagt, daß sie unmöglich zur Apotheke laufen könne, sie dürfe die Kranke nicht verlassen.

Maria sah überlegend nach der Uhr. Sie mußte zum Abendbrot das Nötige herausgeben und dem Vater aus der Zeitung vorlesen. Letzteres könnte ausnahmsweise auch mal nach dem Abendessen geschehen. Sie würde also nach Karlswalde zur Apotheke reiten und das Gewünschte selbst holen; es würde auch gut sein, das Fiebermittel für Kunz für alle Fälle im Hause zu haben. So griff sie nach ihren Schlüsseln, erledigte schnell das Notwendigste und wollte soeben das Satteln bestellen, als Cäsar ein paarmal laut anschlug und Männerschritte hörbar wurden.

„Der Baron von drüben," sagte Hanne. „Na, 's ist auch wohl mal endlich an der Zeit, daß er sich blicken läßt."

Dann trieb sie die gaffenden Mägde zur Arbeit an. Wenige Augenblicke später trat Maria in ihres Vaters Zimmer, in das man den Besuch geführt hatte. Dieser und der Vater standen noch einander gegenüber, ein paar Begrüßungsworte tauschend; bei des Mädchens Erscheinen wandte sich Kalhain ihr zu.

Er nannte seinen Namen, dabei Marias ihm dargereichte Hand ergreifend. „Uebrigens sind wir Bekannte, zwar weiß ich nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern — wir sahen uns an einem Abend in Karlswalde. Es liegen ja schon mehrere Jahre dazwischen."

Maria war unsicher. Sie sagte weder ja noch nein auf diese halbe Frage. Kalhain bat um Verzeihung, daß er erst jetzt seinen Besuch abstatte, aber gleich nach seines Onkels Tod sei soviel Notwendiges zu erledigen gewesen, hier sowohl wie auswärts, daß ihm die Zeit nie ausgereicht habe. Aber nun hoffe er, und er verneigte sich leicht gegen Vater und Tochter, daß sie ihm gütige Nachbarn sein würden. Er habe die Absicht, fortan hier zu wohnen.

Maria hatte noch kein Wort gesagt, auch jetzt sprach der Vater mit dem Besuch. Der Vater hatte heute für seine Verhältnisse einen merkwürdig klaren Tag. Bei dem Namen Kalhain erinnerte er sich seiner früheren Beziehungen zu dem verstorbenen Nachbarn und wie es allmählich zum Bruch mit ihm gekommen war. Dann aber wiederholte er sich und brachte Zeiten und Tatsachen durcheinander.

Baron Kalhain hörte geduldig zu. Ohne es den Sprecher merken zu lassen, ergänzte er, half weiter. Was sonst Marias Sache war, die bei ähnlichen Gelegenheiten oft mit Pein und Angst dabeisaß, tat er. Aber Maria fühlte kaum irgend eine Beklommenheit, es erschien ihr alles so natürlich. Dabei ging er mit ihrem Vater um, wie etwa ein Arzt mit einem Kranken. Und ehe Herr von Bergen es merkte, hatte Kalhain selber das Wort und lenkte das Gespräch in Bahnen, die nur ihn angingen.

Von seinem Vorhaben, nun Forstwirt zu werden, sprach er, aber der ererbte Besitz sei leider arg verloddert und brauche eigentlich fachkundigere Leitung als die seine.

„Ich werde mir oft Rat holen müssen," sagte er. „Wie ich mir habe erzählen lassen, gnädiges Fräulein, sollen Sie Landfrau und Landwirt sein, wissen mit Leuten und Gebräuchen Bescheid, vielleicht darf ich mit Ihnen auch mal dies oder das besprechen, mal Ihre Ansicht hören, nicht wahr?"

(Fortsetzung folgt.)

Von der britischen Armee.

Eindrücke eines Deutschschweizers auf seinen Kriegsfahrten im Westen.

Seine Eindrücke von der britischen Armee schildert der Deutschschweizer E. Schürch in seinen Reiseberichten von der westlichen Front wie folgt:

Die britische Armee ist ein Rätsel; je mehr man ihrem Wesen auf den Kern zu kommen sucht, um so mehr hat man das Gefühl, in unergründliche Sphinxaugen zu blicken. Man darf kein Volk beurteilen, mit dem man nicht gelebt hat. Ich habe England schon im Kriege gesehen, habe die Wirkung der schwarzen Woche (Colenso, Modder River, Stormberg) auf das breite Publikum in Stadt und Land beobachten können, als in der Presse das Signal von Trafalgar aufgesteckt wurde: „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht tue". Ich sah Freiwillige ausrücken für die Fahrt nach Südafrika. All das geschah unter großer Aufregung; man glaubte, England gebe das Maß seiner militärischen Kraft, und dieses Maß schien nicht außerordentlich. Manchen Erscheinungen haftete, mit kontinentalen Augen betrachtet, etwas Spielerisches an. So sah ich, wie der Earl Der de la Warr sein Fähnlein lüpfte. Der Name verrät den Nachkommen eines der Paladine Wilhelms des Eroberers. Er hat seinen urfeudalen, mauerbewehrten Sitz auch nicht weit von der Stelle, wo 1066 der Normannenherzog landete, auf die Hand fiel und von England Besitz ergriff. „Toujours loyal" steht auf dem Fähnlein. Dieser edle Ritter warb eine Kompagnie, vergaß auch nicht, einen alten Feldwebel zu dingen, der etwas vom Militär verstand, und stellte sich der Lehensherrin zur Verfügung. — Wenn man an solche Erscheinungen denkt und dann die Millionenarmee, das große Volksheer von heute sieht, dann sucht man mit Mühe den innern Zusammenhang. Die Dienstpflicht galt dem doch von Natur wehrhaften Volk als kontinentale Unfreiheit. Es ist da eine grundstürzende Umwälzung vor sich gegangen. Ich ließ mir ein Beispiel erzählen. Ein Bureaudiener trat in die Armee ein und zeichnete sich so aus, daß ihm die Offizierlaufbahn eröffnet wurde; sein Prinzipal, der an der Spitze einer großen Handelsunternehmung steht, bewilligte ihm einen täglichen Zuschuß für die Dauer des Krieges, damit er die mit der Beförderung verbundenen Kosten bestreiten könne. Dann kam der obligatorische Militärdienst und der Handelsherr wurde als gemeiner Soldat eingezogen, dem sein Officeboy übergeordnet war.

Ein Soldat der indischen Armee trat in die Staatsverwaltung über und rückte dort bis zum Präfekten eines Bezirks von über 2 Millionen Seelen vor; mit seiner Stelle war der Rang eines Obersten verbunden. Seine Liebhaberei war die Tigerjagd zu Fuß; er war eben im Begriff, nach Südafrika zu reisen, um auch die Löwenjagd zu „lernen". Da brach der Krieg aus, und der Mann trat als einfacher Soldat in die Armee, mit Mühe zwar, da man ihn seines Alters wegen zuerst abwies. Er sagte mir: „Mein Sohn war Medizinstudent in Edinburg. Ich schrieb ihm, ohne im geringsten auf seinen freien Willen drücken zu wollen, es scheine mir doch, das sei ein Krieg für junge Leute. Er antwortete, vierzehn Tage vor Eintreffen meines Briefes sei er Soldat geworden. Er kam dann zum Fliegerkorps und ist Offizier geworden — ich mußte ihn also auf der Straße grüßen." „Ihr Sohn steht also jetzt in der Front?" — „Vor ein paar Tagen gefallen." Ich erlaube mir, dieses Gespräch wörtlich wiederzugeben, wie ich es im Gedächtnis habe. Eine so gewaltige Bewegung wie diejenige, die das englische Volk bis auf den Grund militarisiert hat, läßt sich ja in ihrer Gesamtheit nicht erfassen; man muß sich an einzelne Erscheinungen halten, in denen die umgestaltende Kraft zum Ausdruck kommt. Daß eine stille soziale und wirtschaftliche Revolution mit der Militarisierung Großbritanniens verbunden sein muß, ist jedem klar, der den im Grund stocktkonservativen Nationalcharakter einigermaßen kennt. Die „Kitchenerarmee" wurde noch durch Werbung aufgestellt; die kräftigsten Agenten waren die Zeppelinbomben und die Schiffsgranaten, die auf die Küstenstädte fielen; sie haben das Volk geweckt und für den obligatorischen Dienst vorbereitet.

Aus der Zeit der ersten Vorbereitungen vernimmt man ungesucht interessante Einzelheiten. Ein Offizier, seines Berufs Kaufmann in Argentinien, erzählte, daß die paar ersten Hunderttausend zunächst ohne Waffen und selbst ohne Uniformen eingedrillt wurden. Man gab ihnen uralte Gewehre, die nur zum Schultern und Beifußnehmen taugten, man gab ihnen Stöcke, um den Gewehrgriff zu üben; es fehlte an allem, und ganz besonders — das kann ja gar nicht anders sein bei einer plötzlich wie aus dem Boden gestampften Millionenarmee — an den nötigen Offizieren und Unteroffizieren. Die stehende Armee, kaum viel über 200,000 Mann, ist in den Septemberschlachten 1914 am kritischen Flügel sehr stark mitgenommen worden. Es galt also gleichzeitig Soldat und Offizier bilden aus einer großen Menge von Zivilisten, denen die militärische Tradition und die Anleitung durch ausgediente Kriegsleute fehlte. Die Masse war da, der gute Wille war da, die technischen Hilfsmittel und natürliches Organisationstalent reichlich vorhanden; aber das sind doch nur die Elemente, die verarbeitet werden müssen, um aus einer großen Anzahl von Menschen eine Armee zu machen. Jahrzehnte sind ordentlicherweise nötig, damit die amorphe Masse zum harten Kristall wird; der innere Aufbau, das Ueber- und Unterordnen, das Herausfinden der geeigneten Führer, besonders in den mittleren Graden, muß bei einer auf einen Schlag rekrutierten Armee ein ganz besonderes Problem sein — namentlich dann, wenn diese Armee einem Gegner gegenübersteht, der über die stärkst gefügte und feinst geschliffene Wehrmacht gebietet. Damit hängt wohl das Streben nach möglichster Vereinfachung der taktischen Gliederung, insbesondere das Fallenlassen des Regimentsverbandes als Kampfeinheit zusammen.

„Man hört manchmal Bemerkungen über die Langsamkeit der englischen Vorbereitungen. Wer sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt und die Leute bei der Arbeit sieht, der ist sofort über das Gegenteil verwundert. Man hört wohl auch, es sei vielleicht den Engländern nicht ganz ernst damit. Das ist ein Irrtum, es ist bitter ernst.

Ueberraschung.

Von T. Resa.

Doktor Bassewitz wurde zur Feier seines sechzigsten Geburtstages von seiner Frau und seinem Schwager, dem alten, gemütlichen Oberst von Lossow, von seiner alljährlichen Erholungsreise zurückerwartet.

Große Ueberraschungen waren zu diesem Tage geplant und wir finden Frau Doktor Helene Bassewitz und den Oberst am Vorabend des Geburtstages in dem behaglichen Wohnzimmer der Familie, eifrig mit dem Abputzen der Nickelbeschläge eines schönen, eisernen Ofens — „eines sogenannten Kronjuwels — beschäftigt, der soeben neu aufgestellt worden war und das Geschenk des Obersten an seinen Schwager darstellte.

Einen andern Wunsch des Doktors hatte seine Frau zur Ausführung gebracht — ein Sprachrohr, das vom Parterre des Wohnzimmers in das einen Stock hoch gelegene Empfangs- und Arbeitszimmer des Arztes führte. Beides, in Abwesenheit des Gatten ausgeführt, war noch in letzter Stunde fertig geworden und es blieb nur übrig, das Kronjuwel in Brand zu setzen.

„Das kann der Heinrich tun!" sagte der Oberst. „Das Gereibe macht einen ganz kaput. Komm mit, Lenchen, wir halten oben, im Arbeitszimmer deines Mannes, ein molliges Dämmerstündchen, und der Heinrich rapportiert gleich durch das neue Sprachrohr, wie er mit dem Ofen zurechtkommt."

„Ich muß doch Hildegard abholen; sie kommt in einer Stunde. Und vorher möchte ich noch ein paar Rosen besorgen, du weißt, wie mein guter Alter die Rosen liebt," erwiderte die Dame freundlich.

„Setz du dich oben hin, Bruder, es ist ein schauerliches Wetter; müßte ich nicht ausgehen, ich bliebe sicher daheim."

„Na, meinetwegen," brummte der Oberst. „Aber Lenchen," fügte er mit schlauem Augenblinzeln hinzu, „wenn du noch Rosen kaufst ... ei! ei! Da wirst du gar am Ende wieder zu spät zum Zug kommen! Du weißt, das ist dein altes Unglück!"

Frau Helene wurde rot. Sie konnte alles ertragen, nur kein Rühren an ihr leider sehr häufiges Verfehlen der Züge. Sie verplauderte sich eben gar zu gern ein bißchen. —

„Aber Norbert!" sagte sie ärgerlich, „es ist noch volle fünf Viertelstunden Zeit; ich werde Hildegard sicher nicht verfehlen. Es wäre traurig, wenn kein Mensch das Kind empfinge nach so langer Abwesenheit, da verlaß' du dich nur auf das Mutterherz!"

„Hm! hm!" machte der Oberst. „Na, keine Feindschaft, Lenchen! — Schick' mir den Heinrich, daß ich ihn wegen des Heizens unterrichte, das geht nämlich das erste Mal ein bißchen schwer, aber bloß das erste Mal. Sonst ist der Ofen ein Juwel! Dein Mann wird eine helle Freude haben, wenn er statt des alten Räucherkastens das blitzblanke Ding findet. Er soll sich aber auch gleich in vollem Gang zeigen."

Die Dame verabschiedete sich und wenige Minuten später stand Heinrich Schwand, Bursche und Faktotum des Obersten, in dienstlich strammer Haltung vor seinem Herrn.

„Du heizest jetzt den neuen Ofen! Hier" — der Oberst zog einen bedruckten Bogen aus der Brusttasche — „hast du die Beschreibung, wie es gemacht wird. Wenn du mir keinen Rat weißt, so rufe mich durch das neue Sprachrohr. Du kannst überhaupt von Zeit zu Zeit rapportieren, wie sich das Heizen macht, ob die Kohlen gut anbrennen und so weiter. Verstanden?"

Heinrich Schwand schlug mit einem unendlich dummen Grinsen die Hakken zusammen. „Zu Befehl, Herr Oberscht!"

„Sollte Herr Doktor Fels kommen — du weißt, das ist der Herr, der meinen Schwager vertritt — so läßt du ihn nicht ins Wohnzimmer, sondern schickst ihn sofort herauf zu mir. Ebenso wenn die Hilde ... wollte sagen, das gnädige Fräulein, kommt. Können alle überrascht werden. — Frauenzimmer können so wie so nicht den Mund halten."

„Zu Befehl, Herr Oberscht!" grinste Heinrich.

„Na, da geh ich also," seufzte der Oberst erleichtert, „mach deine Sache gut!"

„Höre, Heinrich!" wandte er sich noch einmal um. „Es geht erst schwer und er geht vielleicht ein paarmal aus. Nur nicht die Geduld verloren. Denn wenn er erst brennt, ist der Ofen wirklich ein Juwel, ein richtiges Juwel!"

Endlich trennte er sich nun wirklich von dem Anblick seines Geschenks und stieg langsam und pustend die Treppe in die Höhe.

Unterwegs begegnete ihm Frau Helene, die im Regenmantel sehr eilig die Treppe herabkam.

„Lenchen, Lenchen! Der Zug wartet nicht!" neckte er.

„Aber Norbert!" sagte Frau Helene vorwurfsvoll, „es ist noch eine volle Stunde Zeit. Adieu also! Wir essen dann recht vergnügt alle zusammen zu Abend."

Der Oberst schüttelte seiner Schwester die Hand und begab sich dann in seines Schwagers Arbeitszimmer. — Dort, wo die Kronen der Linden die Fenster beschatten, fing die Dämmerung bereits an alles zu verhüllen. Der Ofen brannte und knisterte, zuweilen rote Lichter in die sinkende Dämmerung werfend, und draußen schlug der Regen prasselnd gegen die Scheiben.

Mit all dem Behagen des im warmen Zimmer Geborgenen, beim Anblick solchen Unwetters, ließ sich der Oberst in den bequemen Polstersessel am Fenster nieder.

„Das ist ein furchtbares Hundewetter!" brummte er. „Der Sturm reißt wahrhaftig das ganze Laub herunter ... was ist übrigens da los?"

Fluchen und Peitschenknallen draußen veranlaßten ihn, auf die Straße zu blicken. Da sah er, wie ein alter Schimmel sich vergebens abquälte, eine Fuhre Steine, die offenbar viel zu schwer für ihn war, den Berg hinaufzubringen. Doch der Wagen saß fest.

Das Aufreißen des Fensters war das Werk eines Augenblicks.

„Kerl! Ist Er verrückt?" schrie der Oberst. „Wie kann Er mit dem Peitschenstiel auf das arme Vieh losdreschen! Der Wagen ist ja total überladen. Gleich holt er Vorspann, oder ich zeig Ihn an."

Der da unten schien sich sehr wenig um den Oberst zu kümmern. Neue Flüche, neue Hiebe sausten auf den unglücklichen Schimmel herab, der endlich mit einer verzweifelten Anspannung aller Kräfte das Hindernis überwand und den Wagen in Bewegung setzte.

„Kerl ... holt Er Vorspann, oder Er soll mich kennen lernen! Himmeldonnerwetter, läßt Er jetzt die verwünschte Tierschinderei ... Er hört nicht? Ich glaube, der Kerl lacht noch gar. Da soll doch gleich ...!"

Aufspringen, daß der Sessel umschlug — hinunterstürzen — im Vorbeieilen Mantel und Mütze vom Haken herabreißen — und fort, dem Wagen nach — war alles das Werk einer Viertelminute.

Ein Weilchen blieb die Stube leer. Durch das offene Fenster blies der Herbststurm und schwenkte die Flügel der Gardinen wie Fahnen ins Zimmer hinein. Er führte ein paar goldene Lindenblätter mit herein und trieb sie im Zimmer umher. Da öffnet sich nach wiederholtem Klopfen die Türe und ein großer, schlanker, dunkeläugiger Mann trat herein. Kopfschüttelnd betrachtete er den umgeworfenen Sessel, richtete ihn sorglich wieder auf, schloß das offene Fenster und ließ sich endlich mit einem Seufzer der Ermüdung in eine Sofaecke nieder.

Das war der junge Arzt Doktor Ernst Fels, ein besonderer Liebling Doktor Bassewitz', und mit der Vertretung in Pflege und Behandlung seiner schweren Patienten während seiner Abwesenheit betraut. Heute kam er, die Stunde der Ankunft seines väterlichen Freundes zu erfragen, um beim Empfange nicht zu fehlen, und war von dem unwirschen Heinrich nach dem Arbeitszimmer hinaufgewiesen worden, wo er den Oberst finden sollte.

Doktor Ernst Fels sah eine Weile träumerisch dem Spiel der roten Lichter zu, die der Feuerschein des Ofens an die Wand malte. Er war im Grunde froh, ein Weilchen auf den Oberst warten zu müssen. Die Erkrankungen mehrten sich bei dem eingetretenen stürmischen und nassen Herbstwetter, und er war heute kaum zu einer Minute ruhigen Nachdenkens gekommen.

Ein leichter Schritt nähert sich jetzt — die Türe wird stürmisch geöffnet und eine schlanke Mädchengestalt bleibt zögernd an der Schwelle stehen.

„Ist auch hier niemand?" fragte sie enttäuscht. „Kein Mensch auf dem Bahnhof, niemand zu Haus? O, wer ist dort? — es ist schon so dunkel — bist du es, Papa?"

„Fräulein Hilda!" Der junge Arzt war, jede Ermüdung vergessend, aufgesprungen und streckte dem Mädchen beide Hände entgegen. „Welche große ... welche unerwartete Freude! Und bleiben Sie denn nun endlich wieder hier?"

„O, Herr Doktor!" antwortete sie und die Dunkelheit verbarg das Aufleuchten ihrer Augen und das tiefe Erröten ihres reizenden Gesichtchens. „Ich kann Sie ja kaum noch erkennen! Ja, ich bleibe nun daheim. Glauben Sie denn, ich wolle ewig Besuchsreisen machen?"

„Mir schienen sie ewig, Fräulein Hilda!" erwiderte er feurig.

„Aber wo sind denn eigentlich alle?" fragte sie, abbrechend. „Mama fort, der Onkel, der hier oben sein sollte, nicht da, Papa noch nicht zurück und nur der grobe Heinrich lärmt unten entsetzlich und ließ mich nicht einmal in die Wohnstube."

„Ja, der scheint heute guter Laune," lächelte Doktor Fels. „Auch ich wurde hier heraufgeschickt, den Herrn Oberst sicher zu treffen. Ihre Frau Mama begegnete mir übrigens vorhin am Bahnhofe, Fräulein Hilda, jedenfalls, um Sie zu verfehlen .... denn „abholen" kann man das doch wohl nicht nennen," fügte er schelmisch hinzu.

„Die arme Mama," lachte Hilda, „das alte Unglück! Wie wird der schlimme Onkel wieder necken!"

„Nun, wir erwarten sie hier," tröstete er. „Wie segne ich den Zufall, der mir ein langersehntes Viertelstündchen des Alleinseins mit Ihnen beschert! Hilda" — er faßte des zurückweichenden Mädchens Hand — „haben Sie wohl hin und wieder einmal meiner gedacht?"

„Aber, Herr Doktor!"

„Haben Sie neue Bekannte, neue Freunde gewonnen, die Ihnen teurer geworden als die alten, oder darf ich meine Wünsche, mein Hoffen endlich ...."

„Jetzt fängt er endlich mal Feuer!" murmelte eine tiefe Stimme hinter ihnen.

Entsetzt fuhr Hilda zurück. Doktor Fels sah sich, vollkommen verblüfft, in der ganzen Stube um.

„Was war das?" fragte er endlich „Ist denn hier noch jemand?"

Keine Antwort. Er hob die Fenstervorhänge — nichts. Dann schlich er leise an die Tür und riß sie mit einem plötzlichen Ruck auf — niemand.

„Unerklärlich!" sagte er. „O, wie Sie zittern, Hilda! Wie ein kleines, verscheuchtes Vögelchen! Hilda ... süße, liebe Hilda! ..."

„Nu brennt er lichterloh!" murmelte es diesmal dicht neben ihnen.

Mit lautem Schrei flüchtete Hilda hinter den Sessel und drückte schaudernd ihr Gesicht in das Polster.

„Da soll doch gleich ...!" Empört riß Fels die Tür zum Nebenzimmer auf.

„Jetzt ist's wieder vorbei!" murmelte die tiefe Geisterstimme sehr ärgerlich.

Doktor Fels fuhr sich mit den Händen in das kurzgelockte Haar. „Das verstehe ein anderer!" stöhnte er. „Ich will hinunter, Aufklärung suchen ..."

„Nein, um Gottes willen, bleiben Sie bei mir, ich fürchte mich tot! Ernst ... Herr Doktor, wollte ich sagen ..."

„Hilda, Hilda!" jauchzte er, und da kniete er schon neben ihr. „Wie sagten Sie eben? Sagen Sie es noch einmal, nur ein einziges Mal ... „Ernst" ... bitte, o bitte!"

„Ernst ... lieber Ernst!" flüsterte sie, tief errötend.

Er hielt sie in seinen Armen. „Mein Herzchen! ... Mein Liebling! ... Mein Juwel!"

„Das soll 'n Juwel sein, a Rabenbiest is es!" klang dumpf, aber deutlich die Geisterstimme.

Doktor Fels fuhr wie von der Tarantel gestochen auf. „Den Kerl bringe ich um ... das war Heinrichs Stimme!" schrie er, und, sich aus Hildegards Armen reißend, stürmte er zur Tür hinaus.

Im nächsten Augenblick gab es einen dumpfen Knall. Der ahnungslose Heinrich, der eben, mit einem Schüreisen in der Hand, hochrot vor Hitze und Aerger, die Treppe herauf kam, dem „Herrn Oberscht" seine bittern Klagen über das heimtückische „Kronjuwel" diesmal in Person zu überbringen, wurde von dem heranstürmenden Doktor umgerannt und fiel, jede Stufe mit dem Kopf markierend, unter fürchterlichem Gepolter die Treppe herab.

Erst nachdem sich Doktor Fels von dem guten Zustande der Gliedmaßen dieses „gefallenen Feindes" gehörig überzeugt hatte, fuhr er wie ein Stoßvogel auf ihn los, so daß Heinrich mit vorgehaltenen Händen entsetzt ins Wohnzimmer flüchtete.

Dort, angesichts des funkelnden „Kronjuwels", das seinen Namen auf „eherner Stirne" in gothischen Lettern trug, klärte sich langsam die Sache auf. Das Ende war, daß Hilda und Fels Tränen lachten, während der vollkommen verblüffte Heinrich, mit namenlos dummem Gesicht, bald den Ofen, bald die beiden anglotzte.

Jetzt klang auch die Türglocke. Pudelnaß und hochrot, aber als Sieger über seinen Feind, erschien der Oberst, am Arm die etwas verlegen lächelnde Frau Helene, die er zu seinem höchsten Gaudium auf dem leeren Bahnsteig aufgefischt hatte.

„Ueberraschung gegen Ueberraschung!" rief Hilda glücklich und zog den strahlenden Doktor Fels mit hinein in die dreifache Umarmung.

Später, als alles erzählt, als das „Kronjuwel" nach vereinter Mühe nun wirklich brannte, das Abendbrot zierlich angerichtet auf dem Tische stand, und Heinrich mit allmählich aufdämmerndem Verständnis und seinem breitesten Grinsen die Verlobungsbowle auftrug, da drohte der Oberst schelmisch Hilda mit dem Finger.

„Der Ueberraschungen für Papa werden es diesmal etwas viele," lächelte er. „Du aber, Hildchen, die du augenblicklich von diesem jungen Mann für einen zufällig flügellosen Engel gehalten wirst, sorge, daß er nie Ursache hat, Heinrichs klassischen Ausspruch still seufzend zu wiederholen: „Das soll 'n Juwel sein?..." Na, die Fortsetzung wißt ihr wohl noch?"

Und unter jubelndem Lachen klangen die Gläser aneinander